

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 53 (1979)

Artikel: Tourneetheater und Kleinbühnen : Betrachtungen über das Theater
Autor: Wüthrich, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-559005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Wüthrich

Tourneetheater und Kleinbühnen

Betrachtungen über das Theater

Es wird immer ein sinnloser Versuch bleiben, wenn die Theatergemeinde einer kleineren Stadt wie Aarau Vergleiche zieht mit den grossen Bühnen unserer Grossstädte. Es fehlt dazu bereits die primäre Voraussetzung: Die Kleinstadt besitzt kein eigenes Ensemble – ich spreche jetzt nicht vom Kleintheaterbetrieb – und kann somit auch keinen eigenen, von diesem Ensemble erarbeiteten Stil entwickeln. Das ist bei den grösseren Bühnen mit ihren «Hausschaupielern» ganz anders: Hier kann sich mit der Zeit eine aufeinander eingespielte Theatergemeinschaft bilden. Das hat den Vorteil, dass jede, auch die kleinste Rolle mit dem idealen Darsteller besetzt werden kann. Ähnlich ist es beim Regisseur und beim Bühnenbildner, ja das geht bis zum Bühnenmeister und Bühnenarbeiter. Eine solche Gemeinschaft erbringt oft, weil sie aufeinander abgestimmt und angewiesen ist, grosse Leistungen. Es entsteht ein Stil, den man dann gerade nur bei diesem bestimmten Theater findet.

Natürlich sind die Voraussetzungen selten so ideal, wie ich das hier schildere. Aber bleiben wir für unsere Betrachtung beim Idealfall: Dieser wird bei einer von Tourneetruppen bespielten Bühne nie möglich sein. Machen wir uns da nichts vor. Eine solche Theatergemeinde kann lediglich auswärtige Truppen engagieren. Einen eigenen Stil entwickeln kann sie nicht.

Beim Stichwort «auswärtige Truppen» sind wir bereits bei einem weiteren Problem angelangt, nämlich bei der Möglichkeit, die Qualität des Dargebotenen vorher zu prüfen. In den seltensten Fällen können die Vorstandsmitglieder beispielsweise ins Ausland reisen, um sich Stücke anzusehen und sie wenigstens auf ihre Spiel-, Regie- und Bühnenbildqualität hin zu prüfen. So kann es vorkommen, dass einmal mindere Qualität geboten wird. Was kann man da tun? Vorerst einmal jene Bühnen nicht mehr engagieren, welche öfters enttäuscht haben. Dann gibt es noch die Möglichkeit, durch einen Bühnenverlag in Deutschland Kritiken über Aufführungen solcher Tourneebühnen zu erhalten. Meist kommen diese Kritiken aber zu spät, nämlich erst dann, wenn die Truppen bereits vertraglich engagiert sind (Verträge müssen oft mehr als ein Jahr vor dem Spieldatum abgeschlossen werden). Mit der Zeit merkt man sich aber diejenigen Bühnen, welche gute Inszenierungen bieten, und holt sie nächstes Jahr wieder. Aber trotz allem: Sein eigenes Theater pflegen, welches der Stadt und seinen Bewohnern mit der Zeit «anwächst», das bleibt solchen Tourneetheaterstädten für immer ein Wunschtraum. Es gibt nur eine Möglichkeit: gutes Tourneetheater bieten und mit einem vielsei-

tigen Programm möglichst viele Zuschauer aus allen Schichten in den Saal zu bringen. Das hat meiner Meinung nach mit «Provinz» nichts zu tun. Unter Provinz verstehe ich eine Bühne, welche einem unkritischen Publikum finanziell todsichere Plattheiten vorsetzt.

Beim Kleintheater liegt der Fall anders. Da lässt sich mit einem eigenen Ensemble auch eine eigene Individualität erarbeiten. Eine Kleinbühne kann mit der Region, für welche sie spielt, in Kontakt kommen. Es ist ihr möglich, auf die spezifischen Probleme, auf die Geschichte dieser Region einzugehen und sich für ein Bühnenstück inspirieren zu lassen. Ein schönes Beispiel dieser Art haben wir in Aarau mit dem Zschokkekalender erlebt.

Aber auch weltweite Probleme können und müssen auf der Bühne dargestellt werden. Dies ist von grösster Wichtigkeit. Unsere Gesellschaft benötigt je länger je mehr Institutionen, welche das Publikum herausfordern und zum Diskutieren bringen. Unsere fernsehmüde werdenden Zuschauer sind durchaus bereit, auf die Mittel des Theaters einzugehen. Sie haben da lebendige Menschen vor sich, mit denen sie nach der Aufführung vielleicht auch diskutieren können. Dies kann positive Kräfte wecken. Lebendige Anteilnahme tritt an Stelle eines passiven Fernsehkonsums.

Ferner können ausserkantonale Kleinbühnen zu Gastspielen eingeladen werden. So entsteht ein erweiterter, fruchtbarer Kontakt, und es bieten sich Vergleichsmöglichkeiten.

Auch für Experimentierstücke eignet sich ein Kleintheater bestens. Natürlich ist dies mit Risiken verbunden: Es können Missgriffe vorkommen. Nicht jedes Stück, das sich auf dem Papier gut liest, besteht nachher die Bühnenprobe, und umgekehrt. Und nicht jeder Regisseur hat eine glückliche Hand. Aber solche Risiken gehören nun einmal zu einem derartigen Theaterbetrieb; man soll und muss sie eingehen, sonst läuft man Gefahr, dass ein Theater in Überperfektion erstarrt. Jene Zuschauer, denen «ihre» Bühne etwas bedeutet, werden auch eine verunglückte Inszenierung oder ein schwaches Stück verschmerzen.

Das Kleintheater kann also in unserer wirr gewordenen Zeit eine grosse kulturelle Aufgabe erfüllen.

So sehe ich das Wesen und die Aufgaben unserer beiden Theaterinstitutionen, und ich glaube, dass sich die Probleme in jeder kleineren Stadt mit Theaterbetrieben ähnlich stellen.

In diesem Zusammenhang gestatte ich mir, zwei Erscheinungen herauszugreifen, die mir in letzter Zeit etwas zu schaffen machen. Beide zeigen gewisse Extreme, welche unsere Vorstellungen vom Wesen des Theaters oft beeinträchtigen.

Von übereifrigen, mit missionarischen Anliegen erfüllten Leuten wird oft gespottet über jene Publikumsschicht, welche das Theater zur Entspannung

besucht. Warum eigentlich? Auch das ist eine der Aufgaben des Theaters. Mit welchem Recht bezeichnet man solche Leute als inkompetente Zuschauer? Jeder oder beinahe jeder Mensch erbringt tagsüber eine Leistung. Darf er sich denn abends nicht auch einmal entspannen? Und darf er nicht erwarten, dass unter dem Theaterangebot auch unterhaltende Stücke vorkommen? Es gibt sie, und ich rede jetzt von den wirklich guten Stücken dieser Art. Sie wurden und werden von ihren Autoren in schwerer Arbeit, beinahe mit dem Rechenschieber konstruiert. Jeder «Gag», jede Pointe wird genau errechnet. Einverstanden, sie reichen nie an einen Schiller oder, um bei neueren Autoren zu bleiben, an einen Beckett oder Kroetz heran. Trotzdem bleiben sie legitim. Geistiger Hochmut ist hier fehl am Platz. Er desavouiert das Publikum auf schrecklich einfache und einseitige Art und stempelt es zu naiven Bürgern. Ein Präsident Roosevelt zum Beispiel liebte entspannende Kriminalstücke und schrieb selbst Romane dieser Art. Wie widersinnig sind doch solche Verallgemeinerungen!

Ferner fiel mir bei einigen ausserkantonalen Kleinbühnen ein Trend auf, der mit der Zeit zu einer merkwürdig maskenhaften Starrheit der Inszenierungen führte: Eine bestimmte Gesellschaftsschicht wird systematisch über einen Leisten geschlagen und auf geradezu primitive Art typisiert. Zurzeit ist es die kapitalkräftige Schicht. Was soll das? Ist denn jeder, welcher über etwas mehr Geldmittel verfügt, zum vornherein ein Blutsauger und Unterdrücker der weniger Begüterten? Oft sind gerade unter jenen Leuten aufgeschlossene Persönlichkeiten zu finden, welche Mittel zur Verfügung stellen, damit Kleintheater entstehen können. Dass dies für sie keine grosse finanzielle Einbusse bedeutet, spielt überhaupt keine Rolle. Sie tun jedenfalls etwas, und das genügt. Da mutet es schon eher seltsam an, wenn einerseits solche Gelder dankend in Empfang genommen werden, um damit andererseits diese Geldgeber nicht nur vor den Kopf zu stossen, was noch angehen würde, sondern sie auf der Bühne einheitlich und grausam übertrieben als lüstern und senil darzustellen. Oft wirkt sich so etwas bis zum Märchen für Kinder aus: Die herrschende Schicht (König und Hofstaat) wird als geifernde Fettwänste den völlig beeinflussbaren Kleinkindern vorgestellt. Diese brauchen dann nur noch unbewusste Parallelen zu Eltern und Lehrer zu ziehen. Und dies ist verantwortungslos. Denn solche Verallgemeinerungen entstehen immer aus realen Überlegungen heraus und dienen erst in zweiter Linie der Unterhaltung. Wir müssen keine vierzig Jahre zurückblicken. Damals wurde den Kindern bereits im Erstklasslesebuch der Jude als ekelerregender Abschaum der Menschheit gezeigt, in bunten Bildern, zum Ausmalen und Ausschneiden.

Aber wenn wir schon beim Anprangern sind: Es ist selbstverständlich, dass Geschehnisse, ausgelöst durch Ausbeuter und Geschäftemacher, auch auf der Bühne gezeigt werden sollen. Wo aber bleibt die Kritik und die Ent-

larvung jener «Kapitalisten anderer Prägung», welche Menschen mit un-
bequemen Ideen in psychiatrische Kliniken stecken und sie dort geistig ausdör-
ren lassen? Hier müsste doch ein Stück nach dem andern auf die Bühne
kommen, ein Schrei der Empörung müsste von allen Bühnen der freien Welt
vernehmbar werden. Eigenartig, aber hier geschieht bescheiden wenig!

Es gibt genug Geschehnisse, die sich in ihrer ganzen typischen Problema-
tik auf der Bühne darstellen lassen. Das ist Kritik. Eine Gesellschaftsschicht,
gleich welche, systematisch zu diffamieren und in Frage zu stellen, das ist
Demagogie.

Das Theater und seine Probleme müssen immer wieder aufs neue von ih-
ren damaligen und heutigen Möglichkeiten her durchgedacht werden. Und
dies gilt auch für die Theatergemeinden mit ihren beschränkten Vorausset-
zungen und für die Kleinbühnen.

Es stellen sich immer wieder neue Aufgaben und Themen. Solange es eine
menschliche Gesellschaft gibt, wird auch das Theater existieren. Einmal
stockt «der suchende Geist», bleibt stehen oder wendet sich gar rückwärts.
Aber dann geht es wieder weiter, Umwege münden in vorwärtsgerichtete
Strassen, welche vielleicht bald wieder in die Irre führen. Es ist ein ständiges
Auf und Nieder. Erfolgsrezepte gibt es auf die Dauer keine.

*Der vorstehende Text basiert auf einem Referat, das Max Wüthrich, Präsident
der Theatergemeinde Aarau und Vorstandsmitglied des Vereins Innerstadtbühne
Aarau, im Juni 1978 in der IBA gehalten hat.*